

### Psychosoziale Beratung - eine gemeindepsychologische Handlungsperspektive

Lenz, Albert; Kötter, Hubert

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lenz, A., & Kötter, H. (2000). Psychosoziale Beratung - eine gemeindepsychologische Handlungsperspektive. *Journal für Psychologie*, 8(3), 69-84. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28485>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

# Psychologie in der Berufspraxis

## Psychosoziale Beratung - eine gemeindepsychologische Handlungsperspektive

Albert Lenz und Hubert Kötter

### Zusammenfassung

Die gemeindepsychologische Praxis mit ihrer sozialökologischen Perspektive richtet ihren Blick konsequent auf die Erfahrungen, Belastungen und Ressourcen der Menschen in ihrem Alltag, in ihrer für sie bedeutsamen sozialen und materiellen Umwelt und fordert eine enge Einbindung der psychosozialen Praxis in diese unmittelbaren Lebenszusammenhänge. Ihre zentralen Arbeitsprinzipien »Lebensweltorientierung« und »Sozialraumbezug«, »Netzwerkförderung« sowie »Empowerment« als grundlegendes Zielkonzept bieten einen Rahmen, um Menschen ihren Alltag in den postmodernen Gesellschaftsverhältnissen wieder begreiflicher zu machen, sie in ihrer Suche nach Orientierung zu unterstützen und sie zu ermutigen, ihre eigenen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Die Gemeindepsychologie erweitert damit das Handlungsfeld Beratung um wichtige Dimensionen und trägt auf diese Weise dazu bei, den psychologischen Reduktionismus der traditionellen Klinischen Psychologie zu überwinden.

Beratung hatte in den zurückliegenden Jahren insbesondere im Kontext der Psychologie eine eher geringe Bedeutung. Bis heute ist es nicht gelungen, Beratung als ein eigenständiges Handlungsfeld zu etablieren. Vielmehr war Beratung angelehnt an klinische Fragestellungen und klinisch orientierten methodischen Ansätzen. Exemplarisch für diese Ausrichtung von Beratung ist die Definition von Georg Dietrich: »Beratung ist in ihrem Kern jene Form einer interventiven und präventiven helfenden Beziehung, in der ein Berater mittels sprachlicher Kommunikation und auf der Grundlage anregender und stützender Methoden innerhalb eines vergleichsweise kurzen Zeitraumes ver-

sucht, bei einem desorientierten, inadäquat belasteten oder entlasteten Klienten einen auf kognitiv-emotionale Einsicht fundierten aktiven Lernprozeß in Gang zu bringen, in dessen Verlauf seine Selbsthilfebereitschaft, seine Selbststeuerungsfähigkeit und seine Handlungskompetenz verbessert werden können« (1983, 2).

Insbesondere im Gefolge der Diskussion um die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse und die sich daraus ergebenden Heraus- und Anforderungen an den Menschen in den westlichen Industriegesellschaften rückt die Diskussion um Beratung wieder stärker ins Blickfeld. Ausgangspunkt der Diskussion ist die Fragestellung, wie aufgrund der sich verändernden Lebensbedingungen unter den heutigen gesellschaftlichen Gegebenheiten die psychosoziale Praxis zu gestalten ist, wie die fachlichen Standards psychosozialen Handelns entsprechend den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen weiterzuentwickeln sind. Hier ergeben sich auch eine Reihe von Anknüpfungspunkten zwischen der Beratungsdiskussion und den Ansätzen, Frage- und Aufgabenstellungen im Kontext der Gemeindepsychologie, wobei sich beide Diskussionsstränge im Sinne positiver Rückkoppelungsschleifen gegenseitig beleben können. Einerseits eröffnet Beratung für die Gemeindepsychologie eine wesentliche Handlungsperspektive, zum anderen vermag Gemeindepsychologie aufgrund ihrer inhaltlichen Schwerpunktsetzung zur konzeptionellen Fortschreibung von Beratung beizutragen.

Die Gemeindepsychologie bezieht ihre Identität »aus der Tatsache, daß sie den ökologischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen subjektiver Phänomene

besondere Aufmerksamkeit schenkt und daß sie ihr professionelles Aktionsfeld nicht ausschließlich auf der individuellen Ebene sieht, sondern auch Änderungen auf den unterschiedlichen soziokulturellen Kontextebenen anzielt« (Keupp 1994, 18).

Das Aufgabenspektrum für zukünftige psychosoziale Arbeit ergibt sich insbesondere aus den Gegebenheiten und Entwicklungsprozessen wie sie unter den Stichwörtern reflexive Modernisierung, Risikogesellschaft, Individualisierung, Pluralisierung von Lebensstilen/Lebensweisen, multikulturelle/interkulturelle Gesellschaft, riskanten Chancen, Modernisierungsgewinner(inne)n, Modernisierungsverlierer(inne)n und Spaltung der Gesellschaft beschrieben werden. Diese Entwicklungen spiegeln sich insbesondere in der unmittelbaren Lebens- und Alltagswelt der Menschen wider. Sie zeigen sich u. a. in der Herauslösung aus historisch gewachsenen Sozialformen und Sozialbindungen, in dem Verlust von traditionellen Sicherheiten hinsichtlich Handlungswissen, Orientierungswerten und neuen Formen der sozialen Einbindung (Beck 1986). Lebensplanung wird in diesem Kontext auf den unterschiedlichen Ebenen wie der persönlichen und beruflichen zu einem risikoreichen Unternehmen. Bedeutsam ist hierbei, daß alle Menschen diesen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen unterliegen und es nicht in die freie Entscheidung des Einzelnen gelegt ist, sich diesen Prozessen auszusetzen. »Die Menschen sind zur Individualisierung verdammt« (Beck & Beck-Gernsheim 1994, 14). Der Einzelne wird - ob er will oder nicht - immer mehr zum Planungsbüro für die eigene Lebensgestaltung. Dabei ist er nicht nur gefordert, immer wieder neu zu wählen und zu entscheiden, er hat sich auch gleichzeitig mit neuen Plänen, Entwürfen und Entscheidungen anderer Menschen in seinem Lebensumfeld auseinanderzusetzen, da sie ebenfalls die eigene Lebensplanung, das eigene Lebenskonzept nachhaltig beeinflussen.

Für die psychosoziale Praxis ist nun von Bedeutung, daß die Menschen über zunehmend weniger verlässliche Rezepte verfügen, solche Situationen angemessen handhaben zu können. Auch werden die Menschen auf diese Anforderungen nicht, zumindest nicht auf alle Anforderungen und für alle Lebenslagen vorbereitet. »Die Menschen dabei zu unterstützen, ihnen zu helfen, sozusagen ihr Planungsbüro in eigener Sache aufzubauen, (...) dürfte infolge dessen zu einer elementaren und zentralen Aufgabe und Herausforderung für (...) Soziale Arbeit werden« (Rauschenbach 1992, 53), mithin auch für psychosoziale Beratung.

### **GEMEINDEPSYCHOLOGISCHE PRAXIS**

Die Gemeindepsychologie richtet ihren Blick auf die Lebenswelt, auf die alltäglichen Erfahrungen der Menschen, auf die verunsichernden, förderlich-unterstützenden, auf die belastenden und einengend-kontrollierenden sozialen Netzwerkstrukturen, in die sie eingebunden sind. Das Lebenswelt-Konzept dient in der Gemeindepsychologie gewissermaßen der qualitativen hermeneutischen Rekonstruktion von Lebensverhältnissen der Menschen und ihren Handlungsmustern.

Es ist zentrales Anliegen der Gemeindepsychologie, das traditionelle biographisch-beziehungsdynamische Denken der Klinischen Psychologie, den sogenannten »klinischen Blick«, durch eine systematische Wahrnehmung und Analyse der unmittelbaren, alltäglichen und für sie bedeutsame soziale und materielle Umwelt zu ergänzen (vgl. Keupp 1994; Keupp & Rerrich 1982). Die Suchrichtung in der gemeindepsychologischen Praxis konzentriert sich nicht auf biographische Verletzungen, individuelle Lern- und Entwicklungsdefizite, innerfamiliäre Beziehungsdynamiken und Kommunikationsmuster, sondern auf die Schnittstelle zwischen objektiven Strukturen und subjektiven Verständnis- und Bewältigungsmustern. Es gilt die Beziehungen zu den verschiedenen Lebensfeldern zu untersuchen,

die lebensweltlichen Regeln in ihrer inneren Logik zu begreifen. Damit rückt der Sozialraum der Menschen, ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen in den zentralen Lern-, Erlebnis- und Lebensfeldern in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Eine Stadt oder eine ländliche Region sind keine homogenen und in sich geschlossenen Gebilde. Als menschliche Lebensräume weisen sie vielmehr eine differenzierte Feinstruktur auf. Innerhalb ökologischer, sozialer und administrativer Abgrenzungen gliedern sich urbane und ländliche Räume in eine Vielzahl von Bereichen, die sich gegenüber anderen hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung der Bewohner(innen), der Bevölkerungsdichte, der Siedlungs- und Wohnstruktur wie der gesamten Infrastruktur erheblich unterscheiden können. »Erst wenn wir auch lernen, die Menschen in ihren Verhältnissen zu sehen und zu verstehen, können wir auch den Einfluß der Verhältnisse auf das Verhalten begreifen und mit ihnen ausloten, wie Verhältnisse und Verhalten ausgehalten oder verändert werden können« (Schrapper 1995, 109).

Der in der Gemeindepsychologie geforderte »sense of community« (Sarason 1974), diese besondere Sensibilität für die lebensweltlichen Strukturen und Lebensverhältnisse setzt die Erarbeitung von Wissen und Kompetenzen für die Besonderheiten des Territoriums voraus, für das man ständig da ist, für das ein Versorgungsauftrag besteht. Dies verlangt Vertrautheit mit den Lebenswelten der dort lebenden Menschen. Und es bedeutet zugleich die Bereitschaft, sich für die Menschen in diesem Territorium zu öffnen. Eine sehr systematische Vorgehensweise zur Erarbeitung von Wissen und Kompetenzen für die Besonderheiten des Territoriums stellen Raumanalysen und die Erstellung einer Typologie von Soziotopen mit Hilfe statistisch ermittelter Sozialindikatoren und Strukturdaten dar. Ein Soziotop ist eine Gebieteinheit innerhalb eines umfassenden Systems, das sich durch geographi-

sche, topographische, soziale und kulturelle Besonderheiten von seiner Umgebung abgrenzen läßt (vgl. Jordan & Schoene 1992). Soziotope machen die verschiedenen sozialökologischen Felder und Lebensverhältnisse transparenter und leisten somit Orientierungshilfe für die weitere Arbeit.

Der Stadtteil X gilt in dem Mittelzentrum mit ca. 30 000 Einwohnern als sozialer Brennpunkt. Die Eindrücke bei einer Ortsbegehung von MitarbeiterInnen der Erziehungsberatungsstelle mit der zuständigen Sozialarbeiterin des ASD im Jugendamt und die Ergebnisse der angeregten Zusammenstellung verschiedener statistischer Strukturdaten unterstreichen die besonderen Problemlagen in diesem an der Peripherie liegenden Ortsteil. Wohnblöcke in einem baulich schlechten Zustand, ein teilweise zerstörter Kinderspielplatz und ein verlassenes Fabrikgelände im Zentrum vermitteln ein tristes Bild. Die Sozialindikatoren verweisen auf einen hohen Anteil an ausländischen Familien, an Sozialhilfeempfänger(inne)n, allein-erziehenden Müttern und Sonderschülern. Auffällig ist darüber hinaus die hohe Zahl der Fremdplatzierungen Minderjähriger und der Jugendgerichtsfälle.

Gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen ausländischen und deutschen Jugendlichen sowie eine konstant hohe Jugendkriminalitätsrate geben den aktuellen Anlaß für ein 'Krisengespräch', zu dem der Jugendamtsleiter und die Jugendreferenten Schulen, Erziehungsberatung, Polizei und den Gemeindepfarrer einladen.

Da sich bislang alle sozialarbeiterischen und psychosozialen Angebote bzw. Maßnahmen als wenig wirksam erwiesen - so wurde u.a. eine offene Sprechstunde der Erziehungsberatung an der Sonderschule und später im kirchlichen Gemeindezentrum kaum in Anspruch genommen - entscheidet das Gremium nach anfänglichem Bedenken, das direkte Gespräch mit den Bewohnern zu suchen. Neben der systematischen Raumanalyse und der Erstellung von Soziotopen nehmen die verschiedenen Vernet-



zungsaktivitäten eine wichtige Rolle in der gemeindepsychologischen Praxis ein. Mittlerweile liegen eine Vielzahl von Praxismodellen vor, die Möglichkeiten zu einer stärkeren und qualitativ höherwertigen Kooperation, Koordination und Integration im psychosozialen Dienstleistungssystem eröffnen. Einen Lösungsversuch stellen »Psychosoziale Arbeitsgemeinschaften« dar, die in der Psychiatrie in der Zwischenzeit eine breite Verankerung gefunden haben. Ergänzend und unverzichtbar für die Praxis sind neben den formellen Kooperationen die informellen Vernetzungen mit Selbsthilfegruppen und Organisationen, mit Laienhelfer(innen)gruppen und Nachbarschaftsinitiativen, die meist über bestimmte Personen im Stadtteil oder in der Region laufen und vielfältige Aktivierungs- und Innovationspotential bereitstellen.

Die Erziehungsberatung nahm bereits Anfang der 80er Jahre Kontakt zu den Sozialarbeiter(inne)n des Jugend- und Gesundheitsamtes sowie zu verschiedenen Erzieher(inne)n und LehrerInnen, zu denen seit langem intensivere Berührungspunkte über einzelfallbezogene Zusammenarbeit bestanden, und warb für die Idee, einen regelmäßig tagenden Arbeitskreis ins Leben zu rufen. Es sollte ein Forum entstehen, in dem Fachkräfte und professionelle Helfer(innen) die Möglichkeit haben, über den Einzelfall hinaus grundsätzliche Aspekte der Zusammenarbeit zu besprechen, die unterschiedlichen Handlungsmodelle und institutionellen Rahmenbedingungen näher kennenzulernen, Arbeitsschwerpunkte und Erfahrungen auszutauschen und eventuell gemeinsame Aktivitäten zu planen. Die Gründung einer 'Arbeitsgemeinschaft Jugendhilfe' stieß bei einigen Vorgesetzten zunächst auf eine gewisse Skepsis. Erst nach Gesprächen konnten schließlich alle von der Notwendigkeit einer solchen Form der Kooperation überzeugt werden. Allmählich entstand ein fester Kreis, zu dem im Laufe der Zeit noch weitere Institutionen stießen.

Diese Arbeitsgemeinschaften und Vernetzungsstrukturen sind jedoch überfordert, wenn sie neben der interinstitutionellen Kooperation und Koordination auch an der Entwicklung von konkreten fallbezogenen Lösungen mitwirken sollen (Bergold & Filsinger 1993). Ergänzend sind daher eine kundenbezogene Vernetzung und die Einrichtung von Hilfekonferenzen, in denen die Betroffenen unmittelbar einbezogen werden, notwendig. Das Case Management bzw. Unterstützungsmanagement (Wendt 1991) ist ein Verfahren, das darauf abzielt, durch eine gemeinsame Zusammenschau der förderlichen und behindernden bzw. einschränkenden Bedingungen und der Abwägung von Möglichkeiten, Lösungswege auszuloten und auf diese Weise ein adäquates 'Maßnahmen-Paket' zu schnüren.

Die positiven Erwartungen, die mit Vernetzung und Kooperation verknüpft werden, erfüllen sich allerdings nicht von alleine, sondern erfordern ein methodisch strukturiertes Vorgehen und spezielle fachliche Kompetenzen (von Kardorff 1998). Berichte aus der Praxis zeigen deutlich, daß es in derartigen Foren leicht zu Blockierungen aufgrund von Abschottungen zwischen den beteiligten Fachkräften oder professionellen und träger- bzw. einrichtungsbedingten Konkurrenz kommt, die den angestrebten Prozeß zumindest erschweren, wenn nicht sogar ganz verhindern. Die »Arbeit mit einem reflektierenden Team« (Andersen 1991) sowie »Team-Intervision« (Welter-Enderlin 1995) stellen Verfahren dar, die eine Vernetzungs- und Verständigungskultur schaffen und die erforderlichen strukturellen und handlungsbezogenen Voraussetzungen bieten, um eine Ebene der Transparenz und Offenheit zu erzeugen, auf der erst die notwendigen Aushandlungs- und Rückkopplungsprozesse ablaufen können. Für die Praxis der Gemeindepsychologie handlungsleitend, und zwar im Sinne eines richtungsweisenden Rahmen- und Zielkonzeptes, ist der Empowermentansatz.

## EMPOWERMENT ALS INTEGRATIVES HANDLUNGS-KONZEPT

Empowerment läßt sich sinngemäß übersetzen als Selbst-Bemächtigung, als Gewinnung oder Wiedergewinnung von Stärke, Energie und Phantasie zur Gestaltung eigener Lebensverhältnisse. Die Geschichte dieses Ansatzes ist eng verbunden mit der Bürgerrechtsbewegung der 60er Jahre in den USA, den sozialen Bewegungen, der Emanzipationsbewegung der Frauen und nicht zuletzt der Selbsthilfegung mit ihrer Kritik an den qualitativ und quantitativ unzureichenden psychosozialen und gesundheitsbezogenen Dienstleistungen. Julian Rappaport (1985) hat den Empowermentgedanken in den gemeindepsychologischen Diskurs eingeführt und maßgeblich an seiner Weiterentwicklung zu einer professionellen Handlungsperspektive mitgewirkt.

Der Empowermentansatz ist das Leit- und Rahmenkonzept der Gemeindepsychologie, weil er Subjekt und Ort, also die Erfahrungen, Erwartungen, Hoffnungen und Traumatisierungen der Menschen mit ihren konkreten Lebensbedingungen ins Verhältnis setzt und damit die Grundlage für konstruktive Zugänge zu ihrer alltäglichen Lebenswelt schafft. Der Empowermentgedanke geht davon aus, daß Menschen auch unter den eingeschränkten Bedingungen des Mangels, der verschütteten Fähigkeiten, über genügend Ressourcen und Stärken zur Gestaltung und Bewältigung des eigenen Lebens verfügen. Ob sich diese Entwicklungspotentiale entfalten, ist sowohl von individuellen Fertigkeiten und Fähigkeiten als auch von sozialen, ökologischen und politischen Bedingungen des Raumes abhängig, in dem sie leben. Als komplex vernetzt und sich wechselseitig beeinflussend werden im Empowermentansatz die individuelle Ebene, die Ebene von Gruppen und mehr oder weniger organisierten sekundären bzw. tertiären Netzwerken und die sozialstrukturelle Ebene, also beispielsweise die Ebene der gemein-

schaftlichen Aktionen im Stadtteil, im ganzen Gemeinwesen oder in größeren Organisationen voneinander unterschieden. Die besondere Aufmerksamkeit richtet sich auf die vermittelnden Strukturen zwischen diesen Ebenen. Die Professionellen beschäftigen sich unter einer Empowermentperspektive nicht nur mit den individuellen Fähigkeiten und Stärken von Menschen, sondern stellen immer wieder Verknüpfungen mit den beiden andern Ebenen, der Gruppen- und Strukturebene her. »Das Ziel der Intervention besteht darin, auf den verschiedenen Ebenen versteckte oder nicht nicht genutzte Ressourcen zu entdecken und sie für die Bearbeitung aktueller sozialer Probleme und für die Weiterentwicklung (Stärkung) des sozialen Systems nutzbar zu machen« (Stark 1996, 161). Die professionelle Haltung des Empowerment beinhaltet daher immer Arbeit mit Menschen »in Kontexten und an Kontexten« (Bobzien & Stark 1991, 176), was allerdings nicht heißen muß, daß sich der Professionelle in alle Kontexte konkret begeben muß, sondern daß er sie perspektivisch in sein Handeln einbezieht.

So besteht das Anstoßen von Empowerment in der psychosozialen Beratung aus gemeindepsychologischer Sicht nicht nur darin, mit der einzelnen Person und ihrer Familie zu arbeiten, sondern auch ihr außerfamiliäres Netzwerk und darüber hinaus auch ihren Sozialraum kontinuierlich als eine wichtige Ressource zur Lebenswältigung einzubeziehen. Damit ist gemeint, zum einen in der Arbeit den Blick stärker auch auf das außerfamiliäre Beziehungsgefüge von Freund(inn)en, Nachbarn und Arbeitskolleg(inn)en zu lenken und zum andern in stadtteilbezogenen überinstitutionellen Gremien an der Verbesserung der psychosozialen Infrastruktur mitzuarbeiten. Eine besondere Bedeutung kommt bei letzterem der institutionellen Vernetzung und der Kooperation mit Selbsthilfegruppen und -organisationen zu. Erfahrungen zeigen, daß formelle und informelle Vernetzungen gerade

in ihrem Zusammenspiel auf regionaler Ebene wichtige Integrationsleistungen zwischen den Problemen der Menschen und den institutionellen Angeboten erbringen können.

Empowerment bedeutet aber auch Aktivierung der Menschen, ihre Anliegenheiten in die Hand zu nehmen, »ihre eigenen Kräfte und Kompetenzen zu entdecken und ernst zu nehmen und den Wert selbst erarbeiteter Lösungen schätzen zu lernen« (Keupp 1997, 256). »Aktivierung« ist ein klassisches Handlungselement aus der Gemeinwesenarbeit. Aktivierung zielt auf eine Einmischung der Menschen in ihrem sozialen Kontext, auf eine Formulierung und Durchsetzung ihrer Interessen und Bedürfnisse im lokalen Zusammenhang ab. Da jedoch viele Bürger kaum Anknüpfungspunkte für eine direkte Partizipation am Geschehen ihrer Kommune sehen, bedarf es für das Wachsen kontinuierlicher Kommunikationsformen und Foren zur Erörterung relevanter Fragen und kommunalpolitischer Themen gewisser struktureller Rahmenbedingungen, wie bestimmte Orte und Räume, die häufig von den Professionellen erst geschaffen werden müssen. Aktivierende Befragungen zur Erfassung der Sichtweisen und Problemlagen der Betroffenen vor Ort im Wohnquartier oder im Stadtteil sowie Bewohner(innen)versammlungen sind hierfür methodische Instrumente.

Zur Überraschung aller Beteiligten stößt die über Handzettel allen Haushalten bekanntgegebene Bewohnersammlung zu dem Thema 'Kinder und Jugendliche im Stadtteil X' auf eine positive Resonanz. Zahlreiche - auch ausländische - Eltern, vor allem Mütter, aber leider nur wenige Jugendliche finden den Weg in das Gemeindezentrum. In den Beiträgen taucht neben den Anliegen Verkehrsanbindung, Kinderspielplatz und Räumlichkeiten für Jugendliche immer wieder das Thema Schule, und der damit verbunden Angst vor der beruflichen Zukunft

der Kinder und ihren späteren Lebenschancen auf. Interessiert wird daher auch von den Anwesenden die Anregung des Vertreters der Erziehungsberatung aufgegriffen, über die Einrichtung einer Lerngruppe für Schulanfänger bzw. einer Hausaufgabenbetreuung für Grundschul Kinder nachzudenken. Zwei Mütter aus dem Stadtteil und die Vorsitzende des Elternbeirats der Grundschule, die sich, aufgerüttelt durch die hohe Zahl an Sonderschulüberweisungen, schon seit einiger Zeit für Kinder aus dem Stadtteil engagiert, erklären sich spontan bereit, an der Realisierung dieser Idee mitzuarbeiten. Sie werden zu wichtigen Motoren des Projektes: sie bilden vor Ort eine Brücke zu Jugendamt, Stadtverwaltung und Erziehungsberatung, die die inhaltlichen und organisatorischen Vorarbeiten übernehmen. Eine zweite Gruppe von Bewohner(inne)n will sich der Infrastruktur des Ortsteils widmen. Als erster Schritt ist ein Gespräch mit dem Firmeninhaber über eine mögliche Nutzung eines Gebäudes auf dem leerstehenden Fabrikgelände sowohl für Hausaufgabenbetreuung als auch für Jugendliche geplant. In diesen informellen Vernetzungs- und Aktivierungsprozessen kommt der Suche nach der Kooperation mit sogenannten Schlüsselpersonen oder »opinion leaders« eine zentrale Bedeutung zu. Sogenannte Betroffene können zu hilfreichen Schlüsselpersonen werden, die wieder mehr Kontrollbewußtsein und Kontrolle über ihre eigenen Lebensumstände gewonnen haben, aber auch Menschen, die aus einem Gefühl sozialer Verpflichtung und Verantwortung heraus handeln und in alltäglichen Problemlagen und Notsituationen aktiv werden. Caplan (1974) spricht in diesem Zusammenhang von »Spezialisten« und »Generalisten«. Schlüsselpersonen kennen die Strukturen und Prozesse des Alltags der Menschen genauer als die professionellen Helfer(innen). Sie sind vertrauter mit den konkreten lebensweltlichen Bezügen und besitzen mehr Kenntnisse über die Lebensfelder, das heißt über die soziale und materiel-

le Umwelt der Patient(inn)en und sind daher in der Lage, die Funktion einer wertvollen Brücke zwischen professionellen und alltäglichen Hilfesystemen zu übernehmen.

### **EMPOWERMENT - EINE PROFESSIONELLE GRUNDHALTUNG UND HANDLUNGSPERSPEKTIVE**

Die Gemeindepsychologie versteht Empowerment nicht als ein methodisches Instrumentarium mit speziellen Handwerkzeugen und einem eigenständigen Regelwerk, sondern sie sieht in diesem Ansatz im wesentlichen eine professionelle Grundhaltung, die sich kritisch gegen klinisch-technizistische Verengungen psychosozialer Praxis wendet, ohne dabei aber auf eine Integration von Methoden aus verschiedenen Bereichen zu verzichten. Zur professionellen Förderung und Gestaltung von Empowermentprozessen greift die Gemeindepsychologie dabei auf elaborierte Methoden aus dem eigenen Handlungsrepertoire, insbesondere auf die breitgefächerten Methoden der Netzwerkförderung, auf Arbeitsweisen aus dem Fundus der narrativen und systemischen Psychologie sowie auf Handlungskonzepte aus der Sozialpädagogik zurück.

### **Methoden der Netzwerkförderung**

In den netzwerkorientierten Methoden werden die sozialen Ressourcen der Menschen, also die natürlichen Hilfpotentiale in ihrer alltäglichen Lebenswelt, gezielt angestoßen. Die Professionellen übernehmen in diesen gemeindepsychologischen Arbeitsformen nicht die Rolle eines primären, direkten Helfers, sondern die eines Förderers, der zu einer bewußteren Auseinandersetzung mit den über die familiären Grenzen hinausreichenden sozialen Beziehungen und deren Dynamik anregt, die Betroffenen ermutigt, bestehende Bezüge zu intensivieren, und frühere Bindungen zu reaktivieren sowie die Aufnahme neuer Kontakte und Beziehungen anstößt. Die zentralen Ziele dieses Ansatzes bestehen in der Suche und Analyse sozialer Ressour-

cen, in der Stärkung informeller Unterstützungsprozesse und damit in der Eröffnung bzw. Erweiterung der Möglichkeitsspielräume einer Person.

Unter dem Begriff der netzwerkorientierten Methoden werden diejenigen Vorgehensweisen subsumiert, die versuchen, eines oder mehrere Netzwerkmerkmale zu modifizieren, d.h. also die Eigenschaften der Beziehungen (z.B. die Reziprozität und Intensität), ihre Strukturen (z.B. die Größe und Dichte), die internen Kommunikationskanäle und ihre Funktionen (z.B. die soziale Unterstützung). Das funktionale Merkmal der sozialen Unterstützung erweist sich dabei für den psychosozialen und gesundheitlichen Bereich als das bedeutsamste (Röhrle & Sommer 1998).

Inzwischen liegt ein breitgefächertes Repertoire an netzwerkorientierten Interventionsformen vor, die nach ihren unterschiedlichen Grundannahmen, Vorgehensweisen, Zielen und Ansatzpunkten systematisiert und typisiert worden sind (vgl. beispielsweise Röhrle 1994; Nestmann 1989; Kliman & Trimble 1983).

Ein Teil der Strategien setzt auf der individuellen Ebene an und bietet zunächst einen Rahmen für das Bewußtwerden und die Auseinandersetzung mit dem bestehenden sozialen Beziehungsgefüge, deren Muster und Dynamik, mit Wünschen, Erwartungen und Ängsten in Bezug auf andere Personen. Neben den emotionalen Barrieren bilden die konkreten Beziehungserfahrungen einen wichtigen Gegenstand der gemeinsamen Arbeit. Des weiteren geht es um die Wahrnehmung und Identifizierung von Defiziten und um die Ermutigung zur Intensivierung bestehender Beziehungen und zur Reaktivierung früherer Bindungen. Im Mittelpunkt steht in diesen Interventionsformen damit im wesentlichen die Förderung der Netzwerkorientierung, also der Bereitschaft einer Person, auf soziale Ressourcen in ihrem Umfeld zurückzugreifen. Strategien zur unmittelbaren Netzwerkför-



derung bilden den zweiten Bereich der netzwerkbezogenen Methoden. Diese Verfahren beziehen sich auf die alltäglichen Beziehungsstrukturen der Personen, auf »die Baumuster der sozialen Gefüge« (Röhrle 1994, 65) und bemühen sich um strukturelle Veränderungen wie um die Verbesserung der unterstützenden Interaktion und der interinstitutionellen Kooperation und Koordination. Kliman & Trimble (1983) unterscheiden fünf verschiedene Formen netzwerkorientierter Interventionen: »Network Coaching«, »Full-Scale Network Assembly«, »Partial Network Assembly«, »Community Network Therapy« und »Network Construction«. Die Methode des »Network Coaching« konzentriert sich auf einzelne Patient(inn)en und deren Familien und ist weitgehend identisch mit familientherapeutischen Vorgehensweisen. Besonders spektakuläre Formen von Netzwerkkintervention finden in der Full-Scale Network Assembly statt, in der zum Teil mehrere Netzwerktherapeut(inn)en mit gelegentlich über hundert engeren und entfernteren Mitgliedern des Netzwerkes einer Person arbeiten. Im Rahmen der »Partial Network Assembly« werden einzelne Teile des außerfamiliären sozialen Netzwerkes zu gemeinsamen Sitzungen eingeladen. Diese Sitzungen werden von Fall zu Fall durch die zusätzliche Einbeziehung anderer Fachkräfte und Einrichtungen zu Helfer(innen)- bzw. Hilfeplankonferenzen erweitert. Auf die Schaffung neuer sozialer Kontakte und Gelegenheiten konzentrieren sich die Methoden der »Network Construction«. Zu diesen Vorgehensweisen zählen vor allem die Initiierung von sogenannten künstlichen Netzwerken, die Betreuung von sozialen Unterstützungsgruppen sowie die Anbahnung und Herstellung von Kontakten zu Organisationen und Selbsthilfegruppen. Den systematischen Aufbau von Laienhelfer(innen)-Systemen und die Förderung von unterstützenden Bezügen in der Nachbarschaft beziehungsweise Gemeinde fassen Kliman & Trimble unter »Community Network Therapy« zusammen.

Näher eingegangen werden soll im folgenden auf die Strategien der »Partial Network Assembly«, denen im Rahmen einer gemeindepsychologisch orientierten psychosozialen Beratung eine große Bedeutung zukommen. Kliman & Trimble (1983) verstehen unter dem Begriff der »Partial Network Assembly« eine Vorgehensweise, bei der Segmente des extrafamiliären sozialen Netzwerkes, wie beispielsweise Freund(inn)en, Arbeitskolleg(inn)en, aber auch andere Mitglieder von Vereinen und Selbsthilfegruppen oder andere professionelle Helfer(innen), zu einzelnen oder mehreren Sitzungen miteingeladen werden. Die Ziele bestehen in erster Linie in der Bereicherung, Stabilisierung und Mobilisierung von sozialen Netzwerken, die den Unterstützungsbedürfnissen und -ansprüchen ihrer Mitglieder nicht mehr ausreichend gerecht werden. Die Bemühungen richten sich entweder auf eine Verbesserung der unterstützenden Interaktionen zwischen einzelnen Personen bzw. Subsystemen und Gruppen oder auf strukturelle Veränderungen, wie beispielsweise die Intensität der Kontakte sowie die Größe und Zusammensetzung des sozialen Gefüges (Nestmann 1989). Diese Vorgehensweise stellt eine entscheidende Erweiterung der systemischen Familientherapie bzw. -beratung dar. Sie greift zwar auf die klassischen systemischen Interventionskonzepte, wie das Joining, das Reframing, das zirkuläre Fragen und die Technik der Familienskulptur zurück, sie geht aber dabei über die Grenzen Familie bzw. über die Angehörigen der Patient(inn)en hinaus und richtet ihren Blick systematisch auch auf bedeutsame Personen in ihrem sozialen Lebensfeld sowie auf Vertreter(innen) von Institutionen und Behörden. Mit dieser Erweiterung der Perspektive setzt die gemeindepsychologische Netzwerkarbeit das System-Umwelt-Verhältnis konkret in die Praxis um. Dieses zentrale Merkmal der verschiedenen Systemtheorien besagt, daß Systeme in ihrer Umwelt üblicherweise andere Systeme vorfinden

und in einem zirkulären, komplex vernetzten Prozeß aufeinander einwirken, wobei jede Einwirkung auf System A auf andere Elemente in einem Prozeß der Selbstreferenz wieder auf A zurückwirken (Schiepek 1997). So werden Menschen in dieser Form der Netzwerkförderung beispielsweise ermutigt, ehemals enge, unterstützende Kontakte, die in einer Krisenphase aufgrund gegenseitiger Unsicherheiten und Ängsten abgebrochen wurden, wieder lebendiger zu gestalten oder neu zu beleben. Durch die Visualisierung und Rekonstruktion des Beziehungsgeflechts, beispielsweise mit Hilfe der Netzwerkkarte oder bildhaften Darstellung in einer Zeichnung (vgl. Lenz 1998), entdecken Menschen häufig ihre Wünsche nach Wiederaufnahme oder Intensivierung von Beziehungen zu Personen, die ihnen in der Vergangenheit emotional nahegestanden sind, aber aufgrund verschiedener Lebensereignisse und Belastung in den Hintergrund gerutscht oder völlig aus ihrem Alltag verschwunden sind. Sie stoßen durch die Auseinandersetzung mit ihrem sozialen Netzwerksystem vielleicht auf Menschen, zu denen lediglich lockere, entferntere Bindungen bestehen, denen sie aber Vertrauen und Anerkennung entgegen bringen, weil sie entweder mit ähnlichen Problemen konfrontiert waren und diese konstruktiv bewältigen konnten, oder weil sie ihnen ganz allgemein ein Maß an persönlicher Kompetenz, Erfahrung und interaktiv-emotionaler Fähigkeiten zuschreiben. In diesen Fällen geht die Netzwerkförderung über die Wiederaufnahme von Beziehungen und das Kitten von Beziehungsabbrüchen hinaus und zielt auf die Erweiterung von sozialen Netzwerken ab.

Das Stiften von neuen sozialen Zusammenhängen, das Türöffnen zu Personen mit ähnlichen Problemerkahrungen und die aktive Vermittlung von Kontakten zu Selbsthilfeeinitiativen, Nachbarschaftsgruppen oder Laienhelfersystemen ist dann besonders notwendig, wenn lediglich reduzierte

Netzwerke zur Verfügung stehen, die den Kontakt- und Unterstützungsbedürfnissen einer Person überhaupt nicht gerecht werden.

Vielfach reicht es aber aus, den involvierten Personen einen strukturierten, sicheren Raum zu bieten, sie miteinander ins Gespräch zu bringen und sie bei der Entwicklung und Ausgestaltung von neuen Begegnungs- und Erlebnismöglichkeiten zu begleiten. Häufig haben Hemmungen, Ängste oder Verletzungen ein Zugehen aufeinander verhindert. Es ist daher sinnvoll, in gemeinsamen Sitzungen die Gefühle und emotionalen Barrieren oder psychischen Kosten, die mit dem Hilfesuchen verbunden sind, die Gefahren der Grenzüberschreitungen, aber auch Aspekte, wie die Verweigerung von Hilfeleistungen und Wünsche sichtbar zu machen und gemeinsam zu bearbeiten.

Nicht selten haben ungelöste Interessensgegensätze und interpersonale Konflikte dazu geführt, daß Verbindungen zwischen einzelnen Personen oder ganzen Netzwerksegmenten schwächer geworden oder sogar auseinandergebrochen sind. Insbesondere im Verlaufe von kritischen Lebensereignissen, wie zum Beispiel Trennung und Scheidung, vertiefen sich durch verbale Auseinandersetzungen, Gewaltanwendung, die Einbeziehung von Bündnispartnern oder die einseitige »Besitznahme« der Kinder die Gräben. Ergebnisse solcher Entwicklungen sind Rückzug und Gesprächsverweigerung, einer nicht minder machtvollen Form der Auseinandersetzung oder offene Eskalation und krisenhafte Zuspitzung der Situation. Durch Klärung der Sichtweisen und Positionen im Rahmen einer Konfliktmoderation lassen sich in »Partial Network Assemblies« oft Brücken bauen, über die weit auseinander liegende Netzwerkeile, distanzierter gewordene oder sogar abgebrochene Beziehungen allmählich wieder enger zusammengeführt und intensiviert werden. In gemeinsamen Gesprächen mit den konfliktvoll verstrickten Personen wird versucht,

die »verschütteten« Verhandlungs- und Aushandlungsfähigkeiten wieder in Gang zu setzen und kommunikative Kompetenzen zu fördern, um besser mit Interessensgegensätzen, Ambiguitäten und offenen, nicht selten widersprüchlichen Zielzuständen, umgehen zu lernen.

### Methodische Ansätze der narrativen Psychologie

Ein wichtiges Medium zur Entdeckung sozialer Ressourcen im Rahmen der professionellen Förderung von Empowermentprozessen sind die Geschichten und Erzählungen der Menschen. Der amerikanische Entwicklungspsychologe Jerome Bruner (1973) unterscheidet zwei Arten, auf die Menschen ihre Welt verstehen können: die »paradigmatische«, in der wir den Gesetzen der Logik und Empirie folgen, die Welt analytisch betrachten und die »narrative«, in der wir uns vor allem auf Bedürfnisse, Wünsche, Gefühle und Empfindungen konzentrieren.

Die Narration ist die natürliche und einzigartige Form, menschliches Erleben zu ordnen und zu begreifen. Erst in einer Erzählung, in einer geordneten Sequenz von Ereignissen, gewinnt der Strom von Eindrücken und Erfahrungen, dem jeder Mensch in seinem Alltag unterworfen ist, eine Struktur, vielleicht sogar einen Sinn. Durch die Verbindung der einzelnen Muster und Episoden entsteht ein mehr oder weniger schlüssiger Text zu einer ganz persönlichen Geschichte des Menschen, die seinen inneren Zusammenhalt, seine Integrität und Kohärenz und damit seine Identität begründet. Der israelische Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky geht davon aus, daß das dominierende Merkmal psychisch und physisch gesunder Menschen ihr Sinn für Kohärenz ist, also die Überzeugung, daß die Erfahrungen und Ereignisse sinnvoll in einen größeren Zusammenhang, man könnte auch sagen in eine Lebensgeschichte, eingebunden werden können. Die Gemeindepsychologie greift in den letzten Jahren verstärkt diesen noch

am Anfang stehenden Ansatz der narrativen Psychologie (vgl. Sarbin 1986) auf, um Menschen gezielt anzuregen, sich aktiv mit ihrer Lebenssituation auseinanderzusetzen und den Blick auf vorhandene oder verschüttete Ressourcen zu richten. Sie werden in diesem Zusammenhang ermutigt, Geschichten zu erzählen von der Kraft und Stärke von Ideen einzelner Personen, von unterstützenden Netzwerken, Gruppen und Einrichtungen, von persönlicher Handlungs- und Durchsetzungsfähigkeit, von erfolgreicher Krisenbewältigung, ebenso wie von Erfahrungen der Niederlage und Demoralisierung.

Methodisch orientiert sich die narrative Psychologie am Instrumentarium der qualitativen Sozialforschung. Die qualitative Sozialforschung bemüht sich um eine sensible Rekonstruktion der alltäglichen Lebenswelten und Lebensgeschichten der Menschen. Ein solcher Zugang läßt sich nicht mit standardisierten Methoden, wie beispielsweise mit Fragebögen, sondern durch eine relativ offene Gestaltung der Erhebungssituation herstellen. Insbesondere qualitative Interviews, wie zum Beispiel offene Interviews und Leitfadeninterviews schaffen im Forschungsprozeß einen Rahmen, in dem die Individuen ihre subjektiven Wissensvorräte und Deutungsmuster entfalten können (vgl. dazu Flick et. al. 1995).

Besondere Möglichkeiten für die narrative Psychologie eröffnet die von Fritz Schütze (1994) entwickelte Methode des narrativbiographischen Interviews. Das narrative Interview ist ein vielfach erprobtes offenes Instrument zur Rekonstruktion lebensweltlicher Phänomene und subjektiver Sicht- und Handlungsweisen in ihrer inneren Logik. Die Person wird in diesem Verfahren darum gebeten und darin unterstützt, die Geschichte ihrer biographischen, alltäglichen, situativen oder gemeinschaftlich-sozialen Erlebnisse und Erfahrungen in Form einer Stegreiferzählung darzustellen. Eröffnet wird das Interview durch eine breite, aber

präzis formulierte, erzählauffordernde Anfangsfrage, mit der ein Erzählfluß in Gang gesetzt werden soll. Erst nachdem die Person ihre Erzählung zum Abschluß gebracht hat, wird die Interviewerin, der Interviewer thematisch aktiv und bittet die Erzählerin, den Erzähler, unklar gebliebene Passagen zu erläutern bzw. zu verdeutlichen. Den Abschluß bildet die Bilanzierungsphase, »in der dem Interviewpartner auch Fragen gestellt werden können, die auf theoretische Erklärungen für das Geschehene abzielen und auf die Bilanz aus der Geschichte, mit der der 'Sinn' des Ganzen auf einen Nenner gebracht wird« (Hermanns 1995, 184).

Die große Bedeutung für die narrative Psychologie leitet sich aus der Tatsache ab, daß sich das narrative Interviewverfahren nicht nur als Forschungsmethode, sondern auch als konkrete Handlungsmethode versteht. Die biographisch-narrative Gesprächsführung (vgl. Völzke 1997; Nittel 1994) stellt einen besonders gelungenen Versuch dar, diese Interviewform aus dem sozialwissenschaftlichen Forschungszusammenhang herauszulösen und auch für die psychosoziale Praxis nutzbar zu machen.

Grundlegende Voraussetzungen für die Herstellung eines professionell angeregten Erzählraums sind genaues Zuhören, anknüpfendes Nachfragen bei gleichzeitiger Zurückhaltung in den Wertungen und Interpretationen sowie insbesondere eine klare Definition der Gesprächssituation. »Nur wenn klargestellt ist, daß der jeweilige Adressat in dieser Situation vorwiegend zum alltags-sprachlichen Erzähler und der jeweilige Professionelle in dieser Situation vorwiegend zum Zuhörer wird, kann ein biographisches Gespräch in Gang kommen« (Völzke 1997, S. 276). Andernfalls besteht die Gefahr, daß diese Einladung zum offenen Erzählen bei den Betroffenen Ängste, Unsicherheiten und Widerstände auslöst, weil diese Form der Kommunikation nicht den vertrauten Gesprächsabläufen und diagnostischen Er-

hebungsmethoden in den professionellen Hilfebeziehungen entspricht.

### **Systemisch-lösungsorientierte Methoden**

Wie bereits oben bei den Ansätzen zur Netzwerkförderung deutlich wurde, verbindet die Gemeindepsychologie ihre Strategien zur professionellen Förderung von Empowermentprozessen auch mit systemischen Methoden und Techniken. Solche Verknüpfungen sind möglich, ja bieten sich geradezu an, weil sowohl die gemeindepsychologische als auch die systemische Perspektive von gleichen Grundannahmen, wie von Kontextabhängigkeit, also der Berücksichtigung von System und Umwelt sowie von Autonomie, Eigendynamik, Komplexität und Selbstorganisationsfähigkeiten kognitiv-emotionaler und sozialer Prozesse, ausgehen.

Eine besondere Anschlußfähigkeit an die Ziele und Prinzipien der Gemeindepsychologie besitzt dabei das Modell der lösungsorientierten Kurztherapie. Diese von Insoo Kim Berg und Steve de Shazer und ihren Mitarbeiter(inne)n entwickelte Variante systemischer Ansätze richtet den Blick, ähnlich wie die Empowermentprozesse, auf die Ressourcen, Stärken und Kompetenzen der Menschen und zielt darauf ab, verschüttete Fähigkeiten und Kräfte aufzuspüren und sie zu befähigen, wieder größere Kontrolle über ihr Leben und ihre sozialen Bezüge zu erreichen (vgl. Berg 1995; de Shazer 1992).

Das Fundament des Modells der lösungsorientierten Kurztherapie bildet der Respekt vor der Autonomie der Menschen, vor ihren Lebensentwürfen und -optionen sowie das grundsätzliche Vertrauen in ihre Kräfte und Stärken. »Die Vorstellung, Klient(inn)en zu stärken, basiert auf einer Annahme über menschliche Probleme und ihre Lösungen, die davon ausgeht, daß Klient(inn)en in der Lage sind, die Dinge zu wählen, die gut für sie sind« (Berg 1995, 67).

Im systemisch-lösungsorientierten Vorgehen geht es daher in erster Linie darum, die



Menschen einzuladen, verschiedene Lösungswege auf ihre Zielfähigkeit hin zu betrachten. Sie sollen in die Lage versetzt werden, gewissermaßen als »Supervisor(innen)« ihre eigenen Handlungsstrategien zu beleuchten und durchzuspielen und bestimmte Handlungsoptionen in kleinen Schritten zu testen und auf ihre Stimmigkeit in ihrem sozialen Kontext zu überprüfen.

Diese skizzierte Grundhaltung läßt sich durch drei zentrale Elemente weiter konkretisieren:

1. Der lösungsorientierte Ansatz orientiert sich an den Zielen der Klient(inn)en. Sie werden angeregt, sich Ziele selbst zu setzen und diesen selbstgesetzten Zielen zu folgen. Steve de Shazer verweist darauf, daß eigene Zielsetzungen eine starke synergetische Wirkung besitzen und zusätzliche Ressourcen freisetzen. Die Aufgabe des Professionellen besteht darin, die Betroffenen bei Exploration und Konstruktion solcher Sollvorstellungen zu unterstützen. Steve de Shazer (1989) nennt eine Reihe von sogenannten Meta-Kriterien für das Erarbeiten und Aushandeln von Zielinhalten: So sind Zielkonstruktionen hilfreich, wenn sie aus kleinen, konkret wahrnehmbaren Schritten bestehen und, wenn auch mit Anstrengung, erreichbar sind. Patient(inn)en sollen darüber hinaus die Möglichkeit haben, selbst mit klaren Kriterien überprüfen zu können, ob und wie weit sie erfolgreich sind auf ihrem eigenen Weg der Veränderung. Ziele sollten darüber hinaus als Anwesenheit und als Beginn von etwas definiert sein. Negativ formulierte oder vage Zielsetzungen sind nach de Shazer eher als Teil der Problemkonstruktion als ein Teil realisierbarer Lösungsschritte zu betrachten.

2. Der lösungsorientierte Ansatz zeichnet sich dadurch aus, daß er seine Aufmerksamkeit stärker auf Lösungsressourcen und Lösungen statt auf Probleme richtet. Lösungsorientierung ist nicht mit Problemlösen gleichzusetzen. Beim Problemlösen konzentriert man sich zunächst auf das Pro-

blem, um es in einem zweiten Schritt zu lösen. Bei einem lösungsorientierten Vorgehen werden dagegen die Lösungen von den Zielen und nicht von den Problemen aus entwickelt. Die Lösungen kommen also gewissermaßen vor den Problemen. Das heißt also, man fokussiert den Blick auf vorhandene Lösungsmuster und Ressourcen der Person sowie auf ihre Zielvorstellungen und bezieht erst in zweiter Linie die Ergebnisse der Problemanalyse ein (vgl. de Shazer 1992).

3. Das Modell der lösungsorientierten Kurztherapie verzichtet auf jede Form der Manualisierung und Standardisierung, sondern rückt das Prinzip der Kooperation in den Mittelpunkt. Das konkrete Vorgehen wird individuell auf die Klient(inn)en, auf ihre Ausgangssituation, ihre Möglichkeiten und Ressourcen sowie auf ihre Ziele, abgestimmt. Gemeinsam überprüfen die Betroffenen mit dem Professionellen, ob und inwieweit das Vorgehen der Zielerreichung dienlich ist oder ob Modifikationen auf der einen Ebene bzw. auf beiden Ebene notwendig sind. Eine wichtige Voraussetzung für ein solches kooperative Beziehungsangebot ist die innere Bereitschaft des Professionellen, sich auf den kognitiv-emotionalen Bezugsrahmen der Klient(inn)en einzustimmen und auf alle Verhaltensweisen, Gedanken, Gefühle und Sichtweisen konstruktiv zu antworten und sie für die gemeinsame Entwicklung von Lösungen zu nutzen.

Ausgehend von diesen zentralen Orientierungen haben Insoo Kim Berg, Steve de Shazer und ihre Mitarbeiter(inn)en eine Reihe von Methoden und Techniken entwickelt, die gut geeignet sind, Empowermentprozesse zu fördern. Einen großen Raum nehmen hierbei verschiedene Frageformen ein. Fragen zu stellen ist nicht nur eine Methode der Informationsgewinnung, sondern immer gleichzeitig auch eine Möglichkeit, Informationen zu schaffen, zu generieren (von Schlippe & Schweitzer 1996). Fragen stellen eine indirekte Interventionsstrategie

dar, die bei der befragten Person zugleich auch eigene Ideen anstößt und auf diese Weise ihren Blickwinkel erweitern kann.

## **EMPOWERMENT IN DER PSYCHOSOZIALEN PRAXIS - ANFORDERUNGEN AN DIE PROFESSIONELL HANDELNDEN**

Die Gemeindepsychologie versteht Empowerment nicht als Methode, sondern als integriertes Handlungskonzept, das Instrumente nutzt und miteinander verknüpft (vgl. dazu auch Herriger 1997). Die Realisierung der Empowermentperspektive läßt sich dabei aber nicht auf die bloße Anwendung dieser verschiedenen Methoden und Techniken reduzieren. Sie erfordert vielmehr ihre Einbettung in eine alternative professionelle Grundhaltung, die über das traditionelle paternalistische Modell professionellen Handelns hinausgeht, das im wesentlichen auf das Wissen und die Lösungskompetenzen der Expert(inn)en setzt.

Der Empowermentansatz kritisiert die Dominanz der Expert(inn)en, ihre mehr oder weniger versteckte Defintions- und Ausführungsmacht in der Hilfebeziehung. Er sieht in dem paternalistischen Handeln der Professionellen eine tendenzielle Verfestigung und Erweiterung der Hilfsbedürftigkeit vieler Klient(inn)en und rückt den Gedanken der Partizipation in das Zentrum professionellen Denkens und Handelns.

Der Begriff Partizipation hat in der psychosozialen Fachdiskussion in den letzten Jahren einen ähnlich steilen Aufstieg erlebt wie die Begriffe Lebenswelt und Alltag. Ursprünglich kommt der Begriff Partizipation aus dem politischen Kontext und meint in einem weiteren Sinne die Teilnahme an Wahlen sowie anderen Formen der Meinungsäußerung und Meinungsbildung. In engerem Sinne spricht man von Partizipation, wenn Bürger bei Planung und Vorhaben angehört werden und sie ihre Ziele und Wünsche in den Prozeß einer Willensbildung einbringen können. Betrachtet man diese verschiedenen Formen genauer, so

lassen sich im Prinzip zwei grundlegende Partizipationsstrategien unterscheiden, nämlich die des Teilnehmens und die des Teilhabens (vgl. Sachs-Pfeifer 1989):

- Die Teilnahme-Strategien beruhen in ihrem Kern auf dem »Top-down«-Modell. Das heißt, die Probleme und Ziele werden nicht von den Betroffenen, sondern im wesentlichen von Expert(inn)en identifiziert und definiert. Diese entwerfen auch die Formen der Beteiligungsprozesse und planen bzw. organisieren die entsprechenden Vorgehensweisen. Den Betroffenen wird in aller Regel ein Katalog von Konzepten und Lösungsmöglichkeiten oder von Maßnahmen vorgelegt, aus dem sie eine Variante auswählen können.

- Die Teilhabe beruht dagegen auf sogenannten »Bottom-up«-Strategien. Ausgehend von ihren individuellen Bedürfnissen, Problemen und spezifischen Ressourcen übernehmen in diesem Ansatz die Betroffenen, entsprechend ihrer Fertigkeiten und Kompetenzen, von Anfang an Verantwortung für das weitere Vorgehen. Sie wägen ab und entwickeln unter Einbeziehung außenstehender Vorschläge und Perspektiven eigene Lösungswege und Bewältigungsstrategien für ihre spezifischen Probleme. Die Expert(inn)en übernehmen in diesem Geschehen im wesentlichen die Rolle von »Geburtsshelfern«, die das Projekt auf den Weg bringen und die Betroffenen bei der Entdeckung ihrer eigenen Fähigkeiten und Stärken unterstützen sowie die eines Begleiters in den Lernprozessen, die für die Projektrealisierung notwendig sind. Darüber hinaus kommt ihnen die Aufgabe zu, auf mögliche Konflikte und Probleme aufmerksam zu machen sowie Ressourcen, Kompetenzen und Interessen zu identifizieren.

Partizipationsbemühungen in der psychosozialen Praxis, wie beispielsweise im Rahmen der Behandlungsvereinbarungen (vgl. Dietz et al. 1998), orientieren sich stärker am Teilnahme-Modell. Der Professionelle

präsentiert sein Expertenwissen und seine fachlichen Kompetenzen zur Klärung der Probleme und persönlichen Schwierigkeiten der Klient(inn)en und bietet Strategien zur Problemlösung an, die auf der Grundlage der Wünsche und Vorstellungen der Betroffenen in gemeinsamen Gesprächen ausgestaltet und festgelegt werden. »Mit der Behandlungsvereinbarung haben wir ein Instrument entwickelt, mit dem Psychiatrie-Erfahrene und Professionelle als verantwortungswillige Partner ihre gegenseitigen Wünsche und Möglichkeiten aufeinander abstimmen und schriftlich festhalten« (Dietz & Pörksen 1998, 10).

Der Empowermentansatz geht einen Schritt weiter und zielt auf den Einsatz von Teilhabe-Strategien ab. Partizipation im Sinne von Teilhabe bedeutet für die Professionellen, von ihrer alleinigen Definitions-, Ausführungs- und Kontrollmacht abzurücken, also ihre traditionelle paternalistische Haltung, aus der heraus sie unter Umständen die Einleitung von Maßnahmen auch gegen die Einwilligung der Betroffenen legitimieren, aufzugeben und in einen dialogisch-reflexiven Verständigungsprozeß mit ihnen einzutreten.

Dialoge weisen auf eine dialektische Denkbewegung hin, in der »nicht von vorneherein feststeht, was am Ende sich ergeben wird, was am Ende als das Richtige, als die Wahrheit erscheint« (Horkheimer 1985, 300). So verstanden, schließt Dialog Kommunikationsformen wie Überredung, Instruktion oder Weisung aus. Dialog bedeutet eine von Anerkennung und Respekt getragene Begegnung, in der die Partner(innen) ihre eigenen, möglicherweise voneinander abweichenden Wirklichkeitskonstruktionen, Problemdefinitionen und Lösungsperspektiven entfalten und sich bemühen, ihre Sichtweisen in einem kreativen, aber nicht etwa von Macht oder Manipulation bestimmten Prozeß zu vereinbaren. Dialoge sind offen für neue Sinnhorizonte, sie stiften und erschüttern Sinn, konstituieren

Realitäten und stellen sie der Kritik. Operational läßt sich Dialog bestimmen als ein Gespräch zwischen gleichberechtigten Partnern über ein gemeinsames, wichtiges Thema, in dem die Beteiligten sich Wahrheit und Offenheit unterstellen und mit ihren Beiträgen aneinander anschließen (Sommer 1987).

Der Professionelle bringt seinen wissenschaftlich fundierten Wissens- und Deutungshorizont, seine Reflexionskompetenzen und sein Erfahrungswissen aus der Praxis in dieses Interaktionsgeschehen ein, aber nicht um damit expertendefinierte Problemlösungen anzustreben bzw. vorzugeben, sondern um Prozesse des Aus- und Verhandelns zu provozieren, die vertiefte Einsichten in Zusammenhänge eröffnen und die die Möglichkeitsräume der Betroffenen, das heißt ihre Optionen und Handlungsalternativen, erweitern sollen. Welche Wahlen getroffen werden, welche Wege eingeschlagen werden, verbleibt in der Verantwortung und im Entscheidungsspielraum der Betroffenen als die Expert(inn)en für sich und ihren Alltag.

Neben dieser Rolle als »stellvertretend Deutender« (Dewe et al. 1993) übernimmt der Professionelle in Teilhabe-Strategien die Rolle eines Katalysators, der in einem Klima der Ermutigung und des Vertrauens in die Fähigkeiten und Kompetenzen der Klient(inn)en setzt, Verknüpfungen zwischen den Deutungen und Lösungsentwürfen der Beteiligten herstellt und Austauschprozesse anstößt, in deren Verlauf Veränderungspotentiale auf der emotionalen, kognitiven und interaktiven Ebene freigesetzt bzw. gefördert werden. Die Menschen werden dabei zu einer kritischen Auseinandersetzung mit ihrer konkreten Lebenssituation und ihren Problemlagen angeregt und motiviert, eigene Handlungsentwürfe und Bewältigungsformen zu entwickeln, die sie in die Lage versetzen, wieder Kontrolle über die Gestaltung ihrer Lebenswelt zu gewinnen und ein aktives und positives Gefühl des »In-der-Welt-seins« zu empfinden.

**Literatur**

- ANDERSEN, TOM** (1991): Das reflektierende Team - Dialoge und Dialoge über Dialoge (2. durchges. Auflage). Dortmund: Verlag Modernes Lernen
- BECK, ULRICH** (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- BECK, ULRICH & BECK-GERNSHEIM, ELISABETH** (1994): Individualisierung in den modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten, 10- 39. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- BERG, INSOO K.** (1995): Kurztherapie bei Alkoholproblemen. Heidelberg: Auer
- BERGOLD, JARG. & FILSINGER, DIETER** (1993) (Hg.): Vernetzung psychosozialer Dienste. Theoretische und empirische Studien über stadtteilbezogene Krisenintervention und ambulante Psychiatrie. Weinheim: Juventa
- BOBZIEN, MONIKA & STARK, WOLFGANG** (1991): Empowerment als Konzept psychosozialer Arbeit und als Förderung von Selbstorganisation. In: Balke, K. & Thiel, W. (Hg.): Jenseits des Helfens, 169-187. Freiburg: Lambertus
- BRUNER, JERMONE S.** (1973): Beyond the information given. New York: Norton
- CAPLAN, GERALD** (1974): Support systems and community mental health. New York: Wiley
- DE SHAZER, STEVE** (1989): Der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen der Kurztherapie. Heidelberg: Auer
- DE SHAZER, STEVE** (1992): Das Spiel mit Unterschieden. Wie therapeutische Lösungen lösen. Heidelberg: Auer
- DEWE, BERND; FERCHHOFF, WILFRIED; SCHERR, ALBERT & STÜWE, GERD** (1993): Professionelles soziales Handeln - Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim: Juventa
- DIETRICH, GEORG** (1983): Allgemeine Beratungspsychologie. Eine Einführung in die psychologische Theorie und Praxis der Beratung. Göttingen: Hogrefe
- DIETZ, ANGELIKA; PÖRKSEN, NIELS & VOELZKE, WOLFGANG** (1998) (Hg.): Behandlungsvereinbarungen. Vertrauensbildende Maßnahmen in der Akutpsychiatrie. Bonn: Psychiatrie Verlag
- Flick, UWE** (1995): Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt
- HERMANS, HARRY** (1995): Narrative Interviews. In: Flick, Uwe; Kardorff, Ernst von; Keupp, Heiner; Rosenstiel, Lutz von & Wolff, Stephan (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, 182-185. München: Psychologie Verlags Union
- HERRIGER, NORBERT** (1997): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Stuttgart, Berlin: Kohlhammer
- HORKHEIMER, MAX** (1985): Gesammelte Schriften. Band 7. Frankfurt/M.: Fischer
- JORDAN, ERNST & SCHOENE, RAINER** (1992): Jugendhilfeplanung - aber wie? Eine Arbeitshilfe für die Praxis. Münster: Votum
- KARDORFF, ERNST VON** (1998): Kooperation, Koordination und Vernetzung - Anmerkungen zur Schnittstellenproblematik in der psychosozialen Versorgung. In: Röhrle, Bernd; Sommer, Gert & Nestmann, Frank (Hg.): Netzwerkintervention der Gemeindepsychologie, 198-232. Tübingen: DGVT
- KEUPP, HEINER** (1994): Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München: Quintessenz
- KEUPP, HEINER** (1997): Psychosoziales Handeln nach dem Ende der Eindeutigkeiten. Gruppendynamik 3, 239-257
- KLIMAN, JOSEPH & TRIMBLE, DAVID** (1983): Network therapy. In: Wolman, Brian & Stricker, Gerald (Eds.): Handbook of family and marital therapy, 277-314. New York: Plenum
- LENZ, ALBERT** (1994): Gemeindepsychologische Erziehungsberatung. In: Cremer, Hubert; Hundsatz, Andreas & Menne, Klaus (Hg.): Jahrbuch für Erziehungsberatung. Band 2, 83-92. Weinheim: Juventa
- LENZ, ALBERT** (1998): Netzwerkorientierte Trennungs- und Scheidungsberatung. In: Körner, Wilhelm & Hörmann, Georg (Hg.): Handbuch der Erziehungsberatung, 179-217. Göttingen: Hogrefe
- LENZ, ALBERT & STRAUS, FLORIAN** (1998): Gemeindepsychologische Perspektiven in der Erziehungsberatung. In: Körner, Wilhelm & Hörmann, Georg (Hg.): Handbuch der Erziehungsberatung, 435-454. Göttingen: Hogrefe
- NESTMANN, FRANK** (1989): Förderung sozialer Netzwerke - eine Perspektive pädagogischer Handlungskompetenz. Neue Praxis 19, 107-123
- NITTEL, DIETER** (1994): Biographische Forschung - ihre historische Entwicklung und praktische Relevanz in der Sozialen Arbeit. In: Groddeck, Norbert & Schumann, Martin (Hg.): Modernisierung Sozialer Arbeit



durch Methodenentwicklung und -reflexion, 147-188. Freiburg: Lambertus

**RAPPAPORT, JULIAN (1985):** Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. Ein sozialpolitisches Konzept des 'empowerments' anstelle präventiver Ansätze. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 17, 257-278

**RAUSCHENBACH, THOMAS (1992):** Soziale Arbeit und soziales Risiko. In: Rauschenbach, Thomas & Gängler, Hans (Hg.): Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft, 25 - 60. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand

**RÖHRLE, BERND (1994):** Soziale Netzwerke und soziale Unterstützung. Weinheim: Psychologie Verlags Union

**RÖHRLE, BERND & SOMMER, GERT (1998):** Zur Effektivität netzwerkorientierter Interventionen. In: Röhrle, Bernd; Sommer, Gert & Nestmann, Frank (Hg.): Netzwerkintervention der Gemeindepsychologie, 12-48. Tübingen: DGVT

**SACHS-PFEIFFER, TONI (1989):** Partizipation: Teilhaben statt Teilnehmen. In: Stark, Wolfgang (Hg.): Lebensweltbezogene Prävention und Gesundheitsförderung. Konzepte und Strategien für die psychosoziale Praxis, 191-221. Freiburg: Lambertus

**SARASON, SEYMOUR B. (1974):** The psychological sense of community. Prospects for a community psychology. San Francisco: Jossey-Bass

**SARBIN, THEODORE R. (Ed.) (1986):** Narrative psychology. The storied nature of human conduct. New York: Praeger

**SCHIEPEK, GÜNTER (1997):** Ausbildungsziel: Systemkompetenz. In: Reiter, Ludwig; Brunner, Ewald J. & Reiter-Theil, Stella (Hg.): Von der Familientherapie

zur systemischen Perspektive, 181-210. Berlin, Heidelberg: Springer

**SCHLIPPE, ARIST VON & SCHWEITZER, JOCHEN (1996):** Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

**SCHRAPPER, CHRISTIAN (1995):** Vom Plan zur Planung. Über den Zusammenhang von Hilfeplan im Einzelfall und Sozialplanung im Gemeinwesen. Blätter der Wohlfahrtspflege 5, 106-109

**SCHÜTZE, FRITZ (1994):** Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung. Eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit. In: Groddeck, Norbert & Schumann, Martin (Hg.): Modernisierung Sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion, 198-297. Freiburg: Lambertus

**SOMMER, JOCHEN (1987):** Dialogische Forschungsmethoden. Weinheim: Beltz

**STARK, WOLFGANG (1996):** Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg: Lambertus

**VÖLKE, REINHARD (1997):** Biographisches Erzählen im beruflichen Alltag. Das sozialpädagogische Konzept der biographisch-narrativen Gesprächsführung. In: Jakob, Gisela & Wensierski, Hans-Jürgen von (Hg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Konzepte und Methoden sozialpädagogischen Verstehens in Forschung und Praxis, 271-287. Weinheim: Juventa

**WELTER-ENDERLIN, ROSEMARIE (1995):** Effiziente Team-Intervention und »Lernen 2. Ordnung«. System Familie 8, 111-117

**WENDT, WOLF R. (Hg.) (1991):** Unterstützung fallweise. Case Management in der Sozialarbeit. Freiburg: Lambertus